

RICHARD SAAGE

## Utopie als »Fürstenspiegel«. Zu Fénelons »Die Abenteuer des Telemach«.<sup>1</sup>

I.

Fénelons Roman »Die Abenteuer des Telemach«<sup>2</sup> ist längst zu einem Klassiker der französischen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts geworden. Daß ihn diese »Karriere« erwartete, war aus den Umständen, unter denen er veröffentlicht wurde, noch keineswegs ablesbar. Als eine Art »Fürstenspiegel« und Leitfaden für die Erziehung des Herzogs von Burgund und designierten Nachfolgers Ludwig XIV. konzipiert, löste die Schrift sofort nach ihrem Erscheinen einen Skandal aus: Der König und ein einflußreicher Teil seines Hofes sahen in diesem Roman eine satirisch verkleidete Kritik am absolutistischen Herrschaftssystem und den Personen, die es nach außen repräsentierten.<sup>3</sup> Die Aversionen Ludwigs XIV. gegen Fénelon sollen so weit gegangen sein, daß er nach dem frühen Tod des Thronfolgers aus dessen Nachlaß alle Papiere seines Lehrers persönlich verbrannte.<sup>4</sup>

Wer war dieser Autor, der wie nur wenige Mitglieder der »politischen Klasse« Frankreichs im Ancien Régime die bestehenden Herrschaftsverhältnisse problematisierte? Am 6. August 1651 im Château de Fénelon, Périgord, geboren, war François de Salignac de La Mothe-Fénelon Sohn einer alten, aber durch zahlreiche Prozesse verarmten Familie des gehobenen Provinzadels.<sup>5</sup> Nach dem Abschluß seiner 1672 begonnenen höheren Studien am Seminar von Saint-Sulpice in Paris wurde er vier Jahre später zum Priester geweiht und zum Direktor des Kollegs »Nouvelles Catholiques« ernannt: Es handelte sich um ein Seminar, in dem zum Katholizismus konvertierte protestantische Töchter unterrichtet wurden. Als Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes zurücknahm und den Verfolgungsdruck auf die Hugenotten (d.h. die französischen Protestanten, R.S.) erhöhte, versuchte Fénelon die Härte der katholischen Intoleranz für die Betroffenen zu mildern. Zwar lehnte er den protestantischen Glauben ab. Doch obwohl er an seiner Treue zur katholischen Doktrin keinen Zweifel ließ, verwarf er die Methode der Zwangskonvertierung. Seine pädagogischen Erfahrungen am Kolleg »Nouvelles Catholiques« faßte er in seiner ersten wichtigen Arbeit »Traité de l'éducation des filles« (1687) zusammen.

Nachdem er sich auf diese Weise als Lehrer einen Namen gemacht hatte, wurde er auf Empfehlung des Bischofs Jacques-Bénigne Bossuet zum Erzieher des Großsohns und Erben Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, ernannt. Fénelon wird diese Stellung als »Präzeptor« bis zu seiner Amtsenthebung 1697 innehaben.

Richard Saage – Jg.1941,  
Politikwissenschaftler,  
Professor an der  
Martin-Luther-Universität  
Halle-Wittenberg.

1 Im folgenden zitiere ich nach folgender Edition: Fénelon (François de Salignac de La Mothe-Fénelon): Die Abenteuer des Telemach. Aus dem Französischen übersetzt v. Friedrich Fr. Rückert. Mit einem Nachwort hrsg. v. Volker Kapp, Stuttgart 1984. Die Belegstellen der Fénelon-Zitate befinden sich, als arabische Ziffern durch runde Klammern gekennzeichnet, im Text. Sie wurden verglichen mit folgender französischen Edition: Fénelon: Les Aventures de Télémaque. Ouvrage publié avec le concours du Centre National des Lettres. Texte établie avec introduction, chronologie, notes choix de variantes et bibliographie par Jeanne-Lydie Goré, Paris 1987.

Erneut kann er sich als hervorragender Pädagoge<sup>6</sup> und Psychologe profilieren: Es gelingt ihm, seinen schwierigen Zögling, der zum Jähzorn und zur Unbeherrschtheit neigt, zu einem sanften, selbstbestimmten und moralisch integren Menschen zu erziehen. Zusammen mit den in dieser Zeit entstehenden Schriften, die vom »Telemach« über die »Fabeln« und die »Examens de conscience sur les devoirs de la royauté« bis zu den »Dialogues des Morts« reichen, sichert ihm dieser pädagogische Erfolg nicht nur einflussreiche Freunde und Gönner am Hof. Darüber hinaus wählte ihn 1693 die Académie Française zu ihrem Mitglied. Zwei Jahre später stieg er zum Erzbischof von Cambrai auf.

Freilich wurde Fénelons steile Karriere durch den sogenannten Quietismus-Streit jäh unterbrochen.<sup>7</sup> Bereits 1688 hatte er die Bekanntschaft der Mme Guyon gemacht, von deren Lehre der »amour pur« er zunehmend beeinflusst wurde. Diese Mystikerin sah die einzig legitime Quelle der Religion und den Sinn der menschlichen Existenz nicht in der Aufrechterhaltung der Ordnung, sondern in der Liebe: eine Doktrin, die von den Anhängern der Orthodoxie, allen voran von Bossuet und Vertretern des Hofes, angegriffen wurde. Fénelon unterzeichnete zunächst ein Dokument, das die angebliche Abweichung der quietistischen Schule von der katholischen Doktrin kritisierte. Als Bossuet aber dazu überging, Mme Guyon persönlich anzugreifen, verteidigte er ihre Integrität mit der Schrift »Explication des maximes de saints sur la vie intérieure« (1697). Dieser Schritt kostete Fénelon nicht nur die Freundschaft Bossuets, sondern machte ihn selbst zum Ziel der öffentlichen Denunziation des einflussreichen Erzbischofs. Die Folgen waren weitreichend. 1697 entließ ihn der König aus dem Amt des »Präzeptors«. Seine Eltern wurden vom Hof entfernt und sein Neffe aus der Garde entlassen. Nach der Verurteilung von Passagen seiner Verteidigungsschrift durch den Papst entzog ihm 1699 Ludwig XIV. alle Titel und Zuwendungen und verbannte ihn nach Cambrai. Hier stirbt er am 7. Januar 1715 im Exil seiner Diözese an den Folgen eines Unfalls.

1699, im Jahr seiner Verurteilung in Rom und seiner Degradierung in Versailles, erscheint auch sein Roman »Telemach«: ein Kopist hatte den Druck gegen den Willen des Autors veranlaßt. Obwohl Ludwig XIV. umgehend die Verbreitung der Schrift in Frankreich untersagte und erst 1717 eine autorisierte Fassung erschien, konnte er nicht verhindern, daß sie – von Holland ausgehend – in ganz Europa zu einem Verkaufserfolg wurde. Vor allem mußte er es zulassen, daß die aufklärerische Opposition in Frankreich sie umgehend als ein Lehrstück fortschrittlicher Absolutismuskritik für sich reklamierte. Tatsächlich gibt es im 18. Jahrhundert kaum einen kritischen Schriftsteller von Rang, der sich nicht auf Fénelons »Telemach« beruft: eine Lesart, die bis auf den heutigen Tag Anhänger hat. Fénelon habe, so heißt es im 1975 erschienenen »Dictionnaire Biographie Française« in seiner Schrift den Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die »Economistes« und die »Philosophes« sowie der Abbé de Saint-Pierre und Rousseau ihre Konzeptionen entwickelten. Er sei daher zu einem Vorläufer der Revolution von 1789 geworden.<sup>8</sup>

2 Im folgenden zitiert als »Telemach«.

3 Vgl. Jeanne-Lydie Goré-Caraccio: Fénelon, in: *Encyclopædia Universalis*, Bd.9, Paris 1989, S. 380.

4 Vgl. *A New General Biographical Dictionary*, Vol. II, London 1875, S. 385.

5 Im folgender stütze ich mich außer auf die in den FN 3 u. 4. genannten Titel auf folgende Literatur: Jeanne-Lydie Goré: *Introduction zu: Fénelon. Les Aventures* (Anm.1), S. 9-108; Eva Mohr: *Fénelon und der Staat*, Bern u.a. 1971; Volker Kapp: *Nachwort zu: Fénelon, Die Abenteuer* (Anm.1), S. 457-488; Roman d'Amat: *Fénelon*, in: *Dictionnaire de Biographie Française*, Tome 13, Paris 1975, S. 980f; A. Lanavère: *Fénelon*, in: *Dictionnaire des Littératures de Langue Française*, Tome a-f, Paris 1984, S. 797-800; Artikel *Fénelon*, in: *Encyclopædica Britannica*, Vol. 9, 1962, S. 157-159.

6 Zur pädagogischen Konzeption Fénelons vgl. grundlegend Robert Spaemann: *Reflexion und Spontanität. Studien über Fénelon*, Stuttgart 1963.

7 Vgl. hierzu Goré, *Introduction* (Anm. 5), S.19-33.

8 Vgl d'Amat: *Fénelon* (Anm. 5), S. 980f.

Diese erstaunliche »Karriere« versteht sich nicht von selbst, wenn man bedenkt, daß es sich um einen pädagogischen Roman handelt, der ganz vom zeitgenössischen Bildungskanon zu leben scheint: Literarisch im Medium der griechischen Mythologie, aber auch der damals selbstverständlichen Lektüreerfahrungen antiker Autoren (Homer, Virgil, Ovid, Horaz, Plinius, Livius etc.) gestaltet, schildert Fénelon im Anschluß an den vierten Gesang der Odyssee Homers die Abenteuer Telemachs, des Sohns des Odysseus, auf der Suche nach seinem Vater. Während seiner Irrfahrten lernt Telemach sowohl Vorbilder wie die idealen Gemeinwesen von Bätica, eine bukolische Landschaftsidylle Spaniens, und von Salent, eine von Fénelon erfundene Stadt in Kalabrien, ebenso kennen wie das abschreckende Beispiel der Despotie des Königs der Pönizier in Tyros, Pygmalion: ein Figur, von der Zeitgenossen behaupteten, sie sei ein satirisches Portrait Ludwigs XIV. Erst nach zahlreichen Prüfungen und Schicksalsschlägen erwirbt sich Telemach, von seinem Lehrer Mentor begleitet, die Qualitäten, die ihn zum idealen Herrscher in seinem Heimatland Ithaka befähigen. Auch ist darauf hingewiesen worden, daß Fénelon sich im »Telemach« nur im Detail von der politischen Linie Ludwig XIV. entfernt habe und in seiner Kritik kaum über das hinausgegangen sei, was man in anderen zeitgenössischen »Fürstenspiegeln« auch nachlesen könne.<sup>9</sup>

9 Vgl. hierzu Kapp: Nachwort (Anm. 5), S. 470f.

Doch ist eine solche Auslegung nicht unproblematisch, weil sie in einseitiger Weise die Elemente des Romans unberücksichtigt läßt, die den Rahmen der traditionellen »Fürstenspiegel« ebenso sprengen wie die damals übliche Bildungslektüre. Was nämlich die faszinierende und innovative Qualität dieser Schrift trotz ihrer konservativen Politikelemente und ihres antiken Handlungsrahmens ausmachte, war ihre Anschlußfähigkeit an die Tradition des utopischen Denkens: Wie deren klassische Autoren in der Renaissance und der Reformation entwickelte Fénelon das zeitlose Ideal des »besten« Staates aus der Kritik an den herrschenden sozio-politischen Verhältnissen seiner Zeit heraus. Deren Krisenherde führte er auf zwei Ursachen zurück: 1. Die absolute Herrschaft einzelner Monarchen, die keinem anderen Gesetz gehorchen als ihrem eigenen Willen (400). 2. Der Luxus, der die Sitten und die moralische Orientierung der Menschen untergräbt und vernichtet (ebd.).

Was den ersten Ursachenzusammenhang betrifft, so interpretierte ihn Fénelon im Licht des klassischen Tyrannisbegriffes: Der despotisch herrschende Fürst bewegt sich außerhalb der natürlichen Gesetze; er wird in dem Maß zu »einer Geißel für das menschliche Geschlecht, wie er seine Herrschaft ausschließlich in den Dienst egoistischer Zwecke, nämlich der Befriedigung seines eigenen Ehrgeizes, seines Vergnügens und seiner Ruhmbegierde stellt« (385). Die Folgen, die aus dieser Herrschaftsauffassung resultieren, sind, so Fénelon, unausweichlich. Zunächst kennt ein solches Regime keine generalisierbaren Maximen mehr; es wird schlicht willkürlich. Dies verdeutlichte sich vor allem in der Steuerpolitik. Ihr Ziel bestehe ausschließlich in der Auspressung der arbeitenden Bevölkerung, die ihr Land am sorgfältigsten und fleißigsten bebaue (225). Da es ferner für einen despotischen Monarchen

eine neutrale Wahrheitsinstanz nicht gebe, sei er zugleich den Interessen eigennützigster Berater ausgeliefert (25, 205, 334).

Außenpolitisch, so Fénelon, sehen die absoluten Monarchen ihren Ruhm darin, fremde Länder zu verwüsten sowie überall und trotz aller Siege »fast ebenso sehr in dem eigenen Land« als in dem fremden Territorium der Besiegten »Blutbäder, Verwirrung, Schrecken, Entkräftung, Bestürzung, quälenden Hunger und Verzweiflung zu verbreiten« (226). Ausgelöst werde dieses Elend durch die falsche Ruhmsucht und den verwerflichen Ehrgeiz, »Eroberer zu heißen« (309). In Wahrheit aber, so Fénelon, besäßen die Fürsten am wenigsten Macht, die über die unumschränkste Oberherrschaft verfügten. Zwar seien sie »die alleinigen Besitzer des Staates« (228). Dennoch untergrabe die Despotie »die Grundpfeiler ihrer Macht« (400): In dem Maße nämlich, in dem sie alle Untergebenen zu Sklaven machten, entvölkere sich der Staat; die Felder verödeten, der Niedergang des Handels und der Städte sei nicht mehr aufzuhalten. Der absolute Monarch, so müssen wir Fénelon interpretieren, wird Opfer der von ihm selbst bewirkten Instabilität, »indem er unmerklich sein Volk zugrunde richtet, dem er seine Reichtümer und seine Macht zu verdanken hat« (228f.).

Wie die gegen die natürlichen Gesetze verstoßende politische Macht eine Dialektik auslöst, die deren eigene Grundlage unterminiert, so ist der Luxus für eine ganze Nation das Gift, an dem sie zugrunde geht. Getarnt als »guter Geschmack«, als »Vervollkommnung der Künste« und als »Verfeinerung der Nation«, gehe der Geltungskonsum vom Hof des Königs aus und gewinne eine solche Macht über das Bewußtsein der Bevölkerung, daß sich auch die Geringsten des Volkes ihr nicht zu entziehen vermögen (401). Das hemmungslose Streben nach Luxus ist, Fénelon zufolge, ein Politikum ersten Ranges: Es zerstört die Einheit des Gemeinwens, in dessen Rahmen der Konsens tugendhafter Bürger ohne Chance bleibt. Auf der einen Seite breche ein Krieg aller gegen alle aus: Aufeinander eifersüchtig und gequält »von einem schändlichen und verderblichen Neid«, lebten die einzelnen »stets in Unruhe« (...) infolge ihrer »Ehrsucht, Furcht und Habsucht« (146). Auf der anderen Seite zerfalle das Land in zwei ungleiche Hälften. Großen Städten, »glänzend von Marmor, Gold und Silber«, »deren Bevölkerung größtenteils für die Vergnügungen des Lebens arbeitet und dadurch eine allgemeine Demoralisation herbeiführt« (398), steht ein ausgesaugtes Hinterland mit schlecht bebauten Feldern gegenüber: Zwar bringe die Natur alles hervor, »was für die Erhaltung einer zahllosen Menge genügsamer und arbeitsliebender Menschen erforderlich ist; aber der Stolz und die üppige Schwelgerei mancher Leute stürzen so viele andere in schreckliche Armut« (244). So gesehen, gleicht – Fénelon zufolge – die Metropole als das Zentrum des Luxuskonsums einem Ungeheuer, »dessen Kopf von übermäßiger Größe ist und dessen ausgemergelter, der Nahrung beraubter Körper in keinem Verhältnis zu diesem Kopf steht« (398).

## II.

Welche sozio-politischen Voraussetzungen müssen nun aber gegeben sein, daß die einzelnen in »brüderlicher Eintracht« zusammenleben (147)? Wie schon angedeutet wurde, beantwortet Fénelon diese Frage mit zwei utopischen Entwürfen eines »besten Staates«, nämlich den fiktiven Verfassungen Bäticas und Salents. In seiner Bätica-Utopie geht es ihm um die Fiktion eines Volkes, das seine »ganze Weisheit nur aus dem Studium der einfachen Natur« geschöpft hat (147). Auch der Aufbau des Gemeinwesens von Salent folgt den Imperativen der Natur. Doch ist das Bemühen Fénelons unverkennbar, den fiktiven Gehalt dieser Konstruktion stärker als in seinem Bätica-Entwurf den realen sozio-politischen Verhältnissen seiner Zeit anzupassen. Worin bestehen in beiden Utopievarianten mögliche Übereinstimmungen und Unterschiede?

Zunächst fällt auf, daß Fénelon in seinem Bätica-Entwurf die Naturalisierung der Utopie in einem Maße vorantreibt, wie dies die ältere Utopietradition nicht kennt. Die städtische Zivilisation zu ihrem Vorbild erhebend, fand deren äußeres Signum ihren Ausdruck in der von geometrischen Formen geprägten Architektur, die die Rationalität und Planbarkeit des idealen Gemeinwesens symbolisieren sollte. Demgegenüber lehnen die Bäticaner alle »Künste der Architektur« als unnütz ab, »und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie keine Häuser bauen. ›Es bezeugt eine zu große Anhänglichkeit an die Erde«, sagen sie, ›wenn man sich auf ihr Gebäude errichten will, die von längerer Dauer sind als wir selbst; es ist schon genügend, sich gegen die Unbill der Witterung zu schützen« (146). In seinem Salent-Entwurf nimmt Fénelon dieses Architektur-Verdikt wieder zurück und vollzieht eine Annäherung an die ältere Utopietradition. Der Zuschnitt der Häuser in der Stadt ist einheitlich, ihre Größe der Zahl der Familienmitglieder angepaßt. Unter Beachtung hygienischer Gesichtspunkte enthält jedes Gebäude neben einem Salon einen von Säulen umgebenen Innenhof sowie kleinere Zimmer. Diese verschiedenen je nach der Größe der Familie entworfenen Modelle dienen nicht nur dazu, die Stadt zu verschönern; sie tragen auch dazu bei, ihr eine »regelmäßige Gestalt« (220) zu geben.

Allerdings machen die Salentiner insofern bedeutende Konzessionen an die »Natur«, als sie den Bau überflüssiger Zimmer und jeden Prunk in der Architektur streng untersagen. Auch lehnen sie die Errichtung öffentlicher Pracht- und Repräsentationsbauten ab, weil sie den Reichtum des Landes erschöpft, ohne den materiellen Nutzen des Volkes zu fördern. Eine Ausnahme stellen lediglich die Tempel dar; bei ihnen sind »die erhabenen Kunstwerke der Architektur wie Säulen, verzierte Giebel und Hallen gestattet« (219). Zwar bleibt der städtische Charakter Salents erhalten. Doch während rings um die Stadt der Ackerbau »in Ehren« gehalten und »die Felder sorgfältig gepflegt« werden, ist die Metropole selbst in ihrem äußeren Gepräge, wie Telemach bemerkt, »eine Einöde geworden« (398).

Der Primat der Natur ist, freilich in unterschiedlicher Weise, auch das regulative Prinzip der Eigentumsverhältnisse in beiden utopischen Entwürfen. Wie in den meisten älteren Utopien zu

beobachten, sieht Fénelon das Gemeineigentum für die Bäticaner vor, um jedem sozialen Konflikt die materielle Grundlage zu entziehen. Die Bäticaner, so heißt es, »leben alle zusammen, ohne die Ländereien zu verteilen (...). Alle Güter sind gemeinschaftlich« (147). In Salent gibt es demgegenüber zwar Privateigentum; aber seine Nutzung ist staatlich reglementiert: Sie findet ihre Grenze im Allgemeinwohl. So darf jede Familie in jedem Stand nur so viel Grund und Boden besitzen, wie zu ihrer Selbstversorgung notwendig ist (227). Da dieses Gesetz für alle gilt, sind Okkupationen und Landnahmen bzw. die Akkumulation von Boden nicht mehr möglich. Einer drohenden Überbevölkerung begegnet der Staat durch die Gründung von Kolonien (227). Aber auch die Händler sind in der Verfügung über ihr Waren-Eigentum staatlich eingeschränkt: dadurch, daß riskante Geschäftsunternehmungen, die zu einem Bankrott führen könnten, als strafbare Handlungen gelten, läßt der Staat dem Gewinninteresse der Kaufleute nur einen engen, von Beamten kontrollierten Spielraum (215).

Wie in den älteren Utopien, so ist für Bätica Ackerbau und Viehzucht die Grundlage der materiellen Reproduktion. Deren Ertrag wird begünstigt durch ein mildes Klima und fruchtbaren Boden, die eine doppelte Ernte im Jahr ermöglichen (144f). Die landwirtschaftliche Produktion, einschließlich Schafzucht, dient der Eigenversorgung der Familien; sie ist Angelegenheit der Männer, die zugleich die Ackergeräte anfertigen (146). Die Frauen dagegen spinnen, weben, backen und kochen: auch fertigen sie »aus den Fellen ihrer Schafe (...) für sich, ihre Männer und ihre Kinder leichtes Schuhwerk, sie machen Zelte, von denen einige aus gewachsenem Leder, andere aus Baumrinde bestehen; sie bereiten und waschen alle Kleider der Familie und halten ihre Zelte in Ordnung und Sauberkeit« (145). Die Verteilung der Güter bedarf keiner besonderen Regelung, da »die Früchte der Bäume, die Kräuter der Erde, die Milch der Herden ... in solcher Menge vorhanden (sind), daß so bescheidene und genügsame Menschen es nicht nötig haben, sie zu teilen. Sobald an einem Ort, wo eine Familie sich niedergelassen hatte, die Feldfrüchte verzehrt und die Weiden abgefressen sind, zieht sie, in diesem schönen Land umherschweifend, weiter« (147). Weil ein auf überregionale Märkte bezogener Handel fehlt, ist Geld als Medium des Tausches überflüssig. Mit der Absage an die Geldwirtschaft erscheint auch den Bäticanern das Gold ohne jeden Wert. Ließ Morus seine Utopier aus diesem Edelmetall Nachtgeschirre fertigen, so benutzen die Bäticaner Gold und Silber, um daraus Pflugscharen herzustellen.

Das Wirtschaftssystem der Salentiner ähnelt dem der Bäticaner in zweierlei Hinsicht: Motiv des Wirtschaftens ist auch hier nicht die Gewinnmaximierung, sondern die Bedürfnisbefriedigung der Bevölkerung. Außerdem ist für sie – wie für die Bäticaner – neben dem Bevölkerungswachstum die Landwirtschaft und nicht etwa die Manufaktur die wichtigste Einkommensquelle. Die Arbeitsteilung im landwirtschaftlichen Bereich folgt wie in Bätica geschlechtsspezifischen Regeln: Die Männer und die älteren Söhne sind für den Ackerbau zuständig; die Frauen und der Rest der Familie bereiten die Speisen zu, melken Kühe und Schafe etc. (223f.). Um

das Ungleichgewicht zwischen dem Wohlstand der Metropolen und der Verarmung des flachen Landes zu beseitigen, siedelt der Staat alle jene Gewerbetreibende, die in der Luxusproduktion der Städte tätig waren, auf das Land um: Hier können sie durch die Kultivierung des Bodens selber Landeigentümer werden (222).

Mit diesem Hinweis ist die erste Differenz zwischen der Verfassung der Salentiner und der der Bäticaner genannt: Im Gegensatz zu Bätica betreibt der Staat in Salent eine aktive Wirtschaftspolitik: Er greift, wie schon bei der Organisation der Eigentumsverhältnisse deutlich geworden ist, regulierend, aber auch kontrollierend in die Sphäre der Produktion und Distribution ein. Der zweite Unterschied besteht darin, daß in Salent neben der Landwirtschaft der Handel zur Haupterwerbsquelle gehört. Von den genannten Restriktionen abgesehen, wird ihm jede Freiheit gewährt; »anstatt ihn durch hohe Steuern zu hemmen, verspricht der Staat allen Kaufleuten eine Belohnung, die den Handel zwischen Salent und irgendeiner fremden Nation vermitteln« (216). Gleichzeitig ist aber der Import sämtlicher Luxuswaren streng verboten. Wie in Bätica wird jeder silberne und goldene Zierat aus den Häusern verbannt. Es ist klar, daß diese Wirtschaftspolitik im Gegensatz zum Merkantilismus der Epoche Ludwigs XIV. steht, die zum Zweck der Erreichung einer aktiven Handelsbilanz des Staates nicht die Landwirtschaft, sondern die Manufaktur und die Luxusproduktion förderte. Vor allem aber wollte sie – im Gegensatz zu Fénelon – durch Außenhandelsmonopole die heimische Wirtschaft schützen und das Edelmetall ins Land fließen lassen, statt es aus ihm zu verbannen.

Daß in Bätica die Wirtschaft auf dem Gemeineigentum beruht, in Salent aber das Privateigentum deren Grundlage darstellt, täuscht nicht über eine fundamentale Gemeinsamkeit hinweg, die wir bereits in der älteren Utopietradition feststellen konnten: Es handelt sich um Varianten einer »gebremsten Ökonomie«, die sich – selbst im Handel – nicht an der individuellen Nutzenmaximierung orientieren. Tatsächlich übernimmt Fénelon von seinen Vorgängern zwei zentrale gesellschaftliche Bedingungen, die die Effektivität eines solchen utopischen Wirtschaftsmodells verbürgen sollen: Die Mobilisierung der Arbeitsressourcen und das bereits erwähnte Luxusverbot, das alle »künstlichen« Bedürfnisse perhorresziert. Beide Prämissen sorgen dafür, daß es die Wirtschaft sowohl in Bätica als auch in Salent mit einem außerordentlich konstanten und begrenzten Bedarf an Gütern zu tun hat, weil einerseits von Arbeit entlastete Schichten fehlen und andererseits einer dynamischen Nachfrage der Boden entzogen ist. Was die hohe Wertschätzung von Wissenschaft und Technik in der klassischen Utopietradition betrifft, so ist Fénelons Stellung zu ihr ambivalent. Zwar gibt es in seiner Beschreibung Salents ein Zitat, das an den utopischen Wissenschaftsoptimismus anzuknüpfen scheint: Wenn Kunst und Wissenschaft von den Vornehmsten der Nation verachtet würden, so heißt es, trage dies zum wirtschaftlichen Niedergang des Gemeinwesens bei (48f.). Doch ist die negative Einstellung der Bäticaner zu Technik und Wissenschaft eindeutig. Jedenfalls verachten sie die Künste, »die von den Griechen, Ägyptern und den übrigen

zivilisierten Nationen geschätzt werden, (...) als Erfindungen, die der Eitelkeit und Üppigkeit dienen« (146). Es mag sein, daß diese negative Bewertung Rousseau mit veranlaßt haben könnte, Fénelons »Telemach« große Sympathie entgegenzubringen.

### III.

Wie läßt sich das politische System im engeren Sinne charakterisieren, das sich über die Sphäre der gesellschaftlichen Reproduktion in beiden Entwürfen erhebt? Einer Grundannahme vieler Utopisten folgend, sind deren elementare Einheiten nicht isolierte einzelne, sondern Familien. In Bätica ist die Ehe monogam und unauflöslich: »Jeder darf nur eine Frau haben (...) und er muß sie behalten, so lange sie lebt« (149). Auch wenn Mann und Frau nur eine einzige Person in zwei verschiedenen Körpern zu sein scheinen (150), ist der patriarchalische Zuschnitt dieser Ehe nicht zu übersehen: »Sie teilen zusammen alle häuslichen Sorgen, der Mann besorgt die Geschäfte, die Frau beschränkt sich auf die enge Häuslichkeit: sie hilft ihrem Mann und scheint nur dafür zu leben; sie gewinnt sein Vertrauen und fesselt ihn weniger durch ihre Schönheit als durch ihre Tugend« (155). Eine ähnliche Ehe- und Familienstruktur wie in Bätica findet man in Salent. Sie wird hier vom Staat durch Steuer- und Abgabenerleichterung gefördert (223), weil sie den Wohlstand des Landes hebt: Je mehr Kinder z.B. die Bauern haben, desto reicher sind sie, weil sie den Eltern im Haus und auf dem Acker helfen. Der Staat seinerseits ist daran interessiert, daß die Familiengründung in jungen Jahren erfolgt, da die Pflicht, die Familie zu ernähren (223), den Fleiß anspricht. Zugleich ist es ihm aber untersagt, Zwangsehen zu arrangieren (414).

Die eigentliche qualitative Differenz der politischen Herrschaft in Bätica und Salent wird freilich erst deutlich, wenn wir uns dem politischen Gemeinwesen beider utopischer Entwürfe im engeren Sinne zuwenden. In Bätica gibt es einen Staat als übergeordnete Herrschaftsinstanz nicht; »jede Familie wird durch ihr Oberhaupt geleitet, welches ihr eigentlicher König ist« (147). Die Notwendigkeit einer abgehobenen staatlichen »potestas« entfällt, da alle aufkommenden Konflikte innerhalb der einzelnen Familien gelöst werden (ebd.): Das Fehlen sozialer Antagonismen führt Fénelon auf das Nomadendasein der Bäticaner und vor allem auf »die Abschaffung der unnützen Reichtümer und der trügerischen Vergnügungen« zurück (ebd.). Demgegenüber haben wir es in Salent mit einem voll entwickelten Staat zu tun, der über einen beträchtlichen Beamtenapparat verfügt. Neben der schon erwähnten Kontrolle des Geschäftsgebarens der Kaufleute (215) hat er die Aufgabe, über das sittliche Verhalten der einzelnen und der Familien zu wachen (228). Allgemein sind der Aktivität des Staates kaum Grenzen gesetzt: Er verteilt brachliegendes und herrenloses Land an bestimmte Berufsgruppen (229), und er betreibt, wie wir sahen, eine umfassende Wirtschaftspolitik. Alles in allem entsteht der Eindruck, daß der Staat Salents fast jeden Lebensbereich regelt, ausgenommen die Entscheidungen über die Eheschließungen.

Dieser Absolutismus, der durch keine erkennbare Institution, wie



etwa eine Ständeversammlung, eingeschränkt wird, unterscheidet sich von der Despotie, die Fénelon so heftig kritisiert, nur dadurch, daß sich der Herrscher freiwillig den Gesetzen der Natur unterwirft: Es ist die aufgeklärte Moral und das wohlverstandene Eigeninteresse des Fürsten selbst, die ihn – im idealen Sinne – zum ersten Diener des Gemeinwesens machen. Dieser traditionalistischen Stoßrichtung scheint die Metaphorik zu entsprechen, mit der Fénelon die politische Herrschaft über das in sich harmonische, weil in allen seinen Teilen mit sich selbst übereinstimmende Gemeinwesen von Salent legitimiert. Der Regent, so betont Fénelon immer wieder, habe für sein Volk zu sorgen, »wie ein Hirte für seine Herde oder ein Vater für seine Familie« (438). Es ist klar, daß diese Argumentationsfigur in einem scharfen Gegensatz zum Kontraktualismus des modernen Naturrechts steht, wie es im 17. Jahrhundert schulemachend von Hobbes und Locke vertreten wurde. Nicht der atomisierte einzelne ist der Ausgangspunkt von Fénelons idealem Staat, sondern die als Ganzheit gedachte Homogenität von Herrscher und Volk.

Aber nicht nur das politische System beider Utopien unterscheidet sich grundlegend; auch die Frage der gesellschaftlichen Schichtung des Gemeinwesens wird fundamental unterschiedlich beantwortet. In Bätica gibt es über die Rangordnung innerhalb des patriarchalischen Familienverbandes hinaus keine weiteren Statusdifferenzierungen: Die Bäticaner sind, so heißt es prägnant, »alle frei, alle gleich« (147). Ganz anders stellen sich die sozialen Verhältnisse in Salent dar. Wir haben es hier – im Unterschied zu anderen Aufklärungsutopien – mit einer Gesellschaft zu tun, die aus sieben Ständen besteht. Dieses traditionalistische Gepräge wirft die Frage auf, worin das Utopische, weil den Status quo der europäischen Gesellschaften am Ende des 17. Jahrhunderts überschreitende Moment dieser Konstruktion besteht. Tatsächlich darf die ständestaatliche Struktur der Salent-Utopie nicht die Differenz verdecken, die sie von ihrer Herkunftsgesellschaft trennt. Zunächst ist hervorzuheben, daß das scharfe Gefälle zwischen der städtischen Metropole mit dem Hof als Zentrum und der verelendeten bäuerlichen Bevölkerung des flachen Landes entfällt, weil auch für die oberen Stände ebenso wie für den Fürsten selbst der Primat »natürlicher« Bedürfnisse gilt, der der Geltungskonsum strikt ausschließt: Ganz im Sinne des Luxusverbots wird den Mitgliedern der einzelnen Stände vorgeschrieben, mit welchen Symbolen und Kleidern sie in der Öffentlichkeit ihren Status zu »repräsentieren« haben. Ferner verhindert der Staat die exzessive Ausbeutung der unteren Stände dadurch, daß er ihnen ihr Land garantiert, wie er umgekehrt den oberen Ständen gesetzlich verbietet, Boden auf Kosten der Armen zu akkumulieren. Und abgesehen vom Geburtsadel des ersten Standes gilt nicht zuletzt in Salent nur ein Kriterium, das zum Aufstieg innerhalb der Ständehierarchie berechtigt: Verdienste um das Gemeinwohl (217).

Wie es scheint, ist die soziale Homogenität der Bäticaner so groß, daß zusätzliche gesellschaftliche Integrationsinstanzen, die in den älteren Utopien eine große Rolle spielen, wie das Ausbildungs- und Erziehungswesen, die Religion sowie die Malerei und

die bildenden Künste, für den inneren Zusammenhalt des Gemeinwesens ohne Belang sind: Jedenfalls werden sie an keiner Stelle erwähnt. Anders in Salent, wo aufgrund einer größeren gesellschaftlichen Komplexität auf diese konsensbeschaffenden Instanzen offenbar nicht verzichtet werden kann. So ist von »öffentlichen Schulen« die Rede, in denen – ganz in Übereinstimmung mit der älteren Utopietradition – »den Kindern Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Achtung vor den Gesetzen« gelehrt wird. Als oberstes Lernziel gilt, »daß die Ehre jedem Vergnügen und selbst dem Leben vorzuziehen sei« (228). Die körperliche Ausbildung wird betrieben in Form von Ringkämpfen, Wagenrennen etc., um dem Körper Gewandtheit und Stärke zu verleihen (221). Auch die Kunst in Fénelons Salent-Entwurf fügt sich zwanglos in das Muster der klassischen Utopietradition ein. Einer kleinen Elite vorbehalten, ist sie – wie in Platons »Politeia« – darauf festgelegt, der sittlichen Festigung der Jugend, z.B. durch das Verbot »schmachtender und wollüstiger Musik« (219), zu dienen und das Andenken großer Männer und »ehrbarer Taten« der Nachwelt zu überliefern. »Auf öffentlichen Gebäuden oder Grabmälern muß alles durch bildliche Darstellungen erhalten werden, was mit außergewöhnlicher Kraft zum Wohl des Staates ausgeführt worden ist« (221). Demgegenüber soll sich der Fürst nicht in innerreligiöse Streitigkeiten einmischen; er hat vielmehr die Aufgabe, solche Streitigkeiten bereits im Ansatz dadurch zu unterbinden, daß er die Entscheidung über die legale Zulässigkeit religiöser Betätigungen einer neutralen Instanz, nämlich den Gerichten, überläßt. Innerhalb dieser Grenze garantiert der Staat völlige Religionsfreiheit; er schreitet erst dann ein, wenn sich die Theologen den verkündeten gesetzlichen Grenzen der Religionsausübung nicht beugen (413).

Wie verhält es sich nun mit der Justiz in den beiden Verfassungsentwürfen? Da Bätica ein staatsfreies Gemeinwesen ist, fehlt auch die Gerichtsbarkeit als eine zwar auf die Bürger bezogene, aber doch zugleich von ihnen getrennte behördliche Instanz. Die judikativen Aufgaben werden vielmehr vom Familienvater ausgeübt. Er »hat das Recht, jedes seiner Kinder oder Enkel, sobald sie eine schlechte Tat ausgeübt haben, zu bestrafen« (147). Allerdings pflegt er vor den Vollstreckungen den Rat der übrigen Familienmitglieder einzuholen. Freilich kommen, wie Fénelon versichert, solche Bestrafungen fast nie vor; »denn Unschuld der Sitten, Redlichkeit, Gehorsam und Abscheu vor dem Laster sind in diesem Landstrich heimisch« (ebd.). Demgegenüber wird die Justiz in Salent von professionellen Richtern, also vom Staat, ausgeübt. Der Fürst entscheidet zwar in allen Fragen, die die »Einführung allgemeiner Grundsätze der Rechtspflege« und die »Auslegung der Gesetze« betreffen. Aber er mischt sich nicht in Privatrechtsstreitigkeiten ein, die von den dazu eingesetzten Richtern zu regeln sind (414). Allerdings ahndet der Staat die Gesetzesüberschreitungen, die trotz präventiver Kontrollmaßnahmen nicht verhindert werden können, mit größter Strenge, um eine abschreckende Wirkung auf potentielle Verbrecher zu erzielen (228).

## IV.

Abschließend ist noch kurz auf den Geltungsanspruch dieser beiden utopischen Entwürfe einzugehen. Die Unterschiede ihrer formalen Struktur liegen auf der Hand. Die Lokalisierung Bäticas ist nach dem traditionellen utopischen Muster konzipiert, das eine strikte Abschottung des idealen Gemeinwesens nach außen schon durch dessen Geographie vorsieht. Die Natur habe die Bäticaner »von anderen Völkern getrennt, und zwar auf der einen Seite durch das Meer und auf der anderen Seite, nach Norden zu, durch hohe Gebirge« (150). Der Kontakt zu Fremden wird zwar akzeptiert, ist aber für die Reproduktion des Gemeinwesens bedeutungslos. Ganz anders sind die Verhältnisse in Salent. Hier ist – neben der Landwirtschaft – der Handel für die Bedürfnisbefriedigung des Gemeinwesens von ausschlaggebender Bedeutung; infolgedessen fördert Salent Handelskontakte mit fremden Nationen, die die Bäticaner entschieden ablehnen. Bätica scheint »die Herrlichkeiten des goldenen Zeitalters bewahrt zu haben« (144). Zwar konnte gezeigt werden, daß Fénelon im Gegensatz zur älteren Utopietradition mit der Hegemonie der städtischen Kultur gegenüber dem bodenständigen Landleben brach. Doch identifizierte er Salent keineswegs mit jener sagenhaften Epoche des Friedens und der Glückseligkeit, die in der griechischen Mythologie vor allem bei Hesiod die Frühzeit des Menschengeschlechts charakterisiert. Deutet dies auf einen unterschiedlichen Realitätsgehalt beider Konzeptionen hin?

Es ist unbestritten, daß Fénelon mit seinem staatsfreien Bätica-Entwurf zweifellos die ältere Utopie-Tradition modifiziert: Hier wird, wie es vor ihm nur bei de Foigny<sup>10</sup> zu beobachten ist, im Namen einer radikalen »Naturalisierung« der gesellschaftlichen Verhältnisse der Staat als Staat problematisiert: Fénelon unterstellt in seiner politischen Fiktion durchgehend ein ideales Gemeinwesen, das auch ohne zentralisierten Zwangsapparat in Frieden und Eintracht lebt. Andererseits ist jedoch die Skepsis unübersehbar, mit der Fénelon die praktische Realisierung dieser fiktiven Denkmöglichkeit beurteilt. Zwar gebe es Anlaß zur Freude, daß »noch ein Volk in der Welt existier(t), welches, den Vorschriften der Natur folgend, zugleich so weise und so glücklich« ist (152). Doch erscheint die Kluft zwischen Bätica und der übrigen Welt unüberwindbar zu sein. »Wie sehr sind doch diese Sitten verschieden von der eitlen und ehrsüchtigen Lebensweise jener Völker, die man für die weisesten hält«, läßt Fénelon Telemach sagen. »Wir sind so verdorben, daß wir uns kaum zu dem Glauben hinneigen können, daß diese so natürliche Einfalt wirklich stattfinden könnte. Wir betrachten die Sitte dieses Volkes, wie eine schöne Farbe, und die unsrigen müssen ihm als ein ungeheurer Traum erscheinen« (152).

Demgegenüber bescheinigt Fénelon dem Salent-Entwurf von vornherein eine größere Realitätsnähe. Jedenfalls führt Mentor, der Lehrer Telemachs, die sozio-politischen Verhältnisse Salents seinem Schützling nicht nur als zu verwirklichendes, sondern sogar als zu überbietendes Ziel vor Augen: »Alle die weisen Einrichtungen, welche du in Salent bewunderst, sind nur ein Schattenbild

10 Vgl. Gabriel de Foigny: *La Terre Australe connue* etc., Paris 1693.

dessen, was du in Ithaka tun wirst, wenn du durch deine Tugenden deine hohe Bestimmung erfüllst« (408). Der Begriff »Schattenbild« verweist auf Platons Ideen. Das antikisierende Vorbild Salents ist nur eine Annäherung an die Norm des »besten Staates«, die noch weiter vorangetrieben werden kann. Die Norm selbst aber hat den idealen Status der platonischen »Politeia«: Sie ist universal, im Prinzip auf alle Gemeinwesen, also auch auf das Ancien Régime Frankreichs, anwendbar. Dem entspricht das Erziehungsziel, mit dem Fénelon Telemach konfrontiert: Der Schüler Mentors soll durch Belehrung und Erfahrung zum Philosophen reifen. Seine Tugend und Weisheit sind der alleinige Garant eines harmonischen Gemeinwesens.

So gesehen, erwartete Fénelon ganz im Sinne der Frühaufklärung eine Veränderung des kritikwürdigen Status quo der Gesellschaft seiner Zeit ausschließlich von der Reformfähigkeit aufgeklärter Monarchen an der Spitze des Staates: Nur ihre weit-sichtige Strukturpolitik ist in der Lage, das zu verhindern, was er als gesetzlose Anarchie des »Pöbels« (400) ebenso fürchtet wie die Despotie von oben. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß Fénelons utopischer Roman mit dem Bätica-Entwurf auch eine gedankliche Perspektive für den Fall bot, daß eine Reform des absolutistischen Staates durch sich selbst scheiterte. An sie knüpfte die revolutionäre Opposition an, als sie im Namen eines naturalisierten Emanzipationsideals dem Ancien Régime den Prozeß machte, der mit dessen Liquidierung endete. Insofern kann Fénelon durchaus als ein Wegbereiter der Revolution von 1789 gelten.